Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Der Heide [Fortsetzung]
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573067

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

rufen könnte, gewiſſermaßen durch den Dichter ſelber ſchon getan findet, das Wort alſo nicht mehr muſikerzeugendes Agens ſein kann. Hier aber bot das Inhaltliche ein Motiv, das in ſeiner muſikaliſchen Geſtaltung ſo weſentlich doch im Wortlied ruht, daß es durch ſein größeres Verſinnlichungsvermögen eine wirkliche Steigerung bedeutet. Dreimal und ſtets in neuer Harmoniſierung ertönt das Glockengeläute und beherrſcht das Ganze, das ausklingt im ſeltſam erhobenen Klang der letzten, unbeantworteten Frage. Nach der ganzen Anlage des Gedichtes, das keinen einheitlichen Vers- und Strophenbau aufweiſt, konnte es kein Singlied im eigentlichen Sinne werden; das Dichterwort und die Muſik des liebevoll ſich einfühlenden Komponiſten vereinen ſich zu einem Stimmungsbild von zarter Wirkung. Das Gedicht iſt 1915 als erſtes von zwei Mundartgedichten entſtanden. Den ſtillen Wunſch, es vertont zu ſehen, hätte der Dichter ſchon damals gerne Hans Jelmoli unterbreitet. Doch fand er, wie oft noch, perſönlichen Anſchluß ſchwer. Das Sonderkind ſeiner Muſe verbarg ſich, um nach Jahren und des Dichters Tod ſich erſt zum Komponiſten, dem es zugedacht, zu finden.

Im Verſuch, die Welt des Dichters und ſein Weſen zu erfaſſen, mag die Kenntnis des Gedichts ein Glied der Erkenntnis bilden; das Lied aber möge manchenorts aus dieſen Blättern lebendig werden in Erinnerung an Karl Stamm, deſſen Todestag ſich am 21. März zum zweiten Male jährte.

Der Heide.

Eine Genfer Erzählung von Friedrich Glauſer, Baden.

(Fortſetzung.)

Zweites Kapitel.

„Ich gebe nicht viel auf Vorurteile," ſagte Herr Benoît, als Celeſtine Honorine dreizehn Jahre alt war. „Aber alte Sitten haben bisweilen ihre guten Seiten; darum ſollſt du konfirmiert werden. Die Leute würden ſonſt glauben, berechtigt zu ſein, dich über ihre hohen Achſeln zu betrachten. Ich habe daher beſchloſſen, dich aufs Land zu ſchicken zu meinem Freunde, dem Paſtor Leblanc. Er iſt ein guter Mann, ſein Sohn iſt zwei Jahre älter als du. Ihr werdet zuſammen lernen."

Im kleinen Zimmer, das keinen freien Platz an den Wänden ließ; denn hoch ſchichteten ſich Bücher übereinander, gab Paſtor Leblanc ſeine Religionsſtunden. Aus dem gelben Kinn ſtach der weiße Bart ſpitz in die Luft, während ſich der lange Zeigefinger in unſichtbare Theorien bohrte. Hin und her lief er von der Tür zum papierbedeckten Schreibtiſch, mit ſonderbar großen Schritten, die gar nicht zu ſeinen kleinen Frauenfüßen paßten. Auf dem Sofa ſaß die Marquiſe, unter einem runden Medaillon Calvins, der mit magerem Asketengeſicht in die leere Luft ſtarrte. Neben ihr ſaß Saul, des Paſtors Sohn, mit verſchrammten Wangen; denn er balgte ſich gern mit den Jungen des Dorfes.

„Und all dies iſt ſeine Schuld" — Herr Leblanc deutete mit gelbem Nagel nach dem Medaillon — „er hat die Liebe nicht verſtanden. Er brauchte Theorie, leere Phraſen, Wiſſenſchaft, wo einzig Liebe not tut. Die alles verzeihende Liebe. Man braucht nicht gelehrt zu ſein, um lieben zu können. Niemand hat Jeſus verſtanden, niemand, nicht einmal ſein Vater, der ihn ſterben ließ am Kreuze; auch ſeine Jünger nicht, die zu disputieren begannen, wo einzig Verſtändnis nötig war. Die Nachfolger eines großen Mannes ſind furchtbar, ſie zerſtören das wohlbegonnene Werk durch Verſtändnisloſigkeit und Borniertheit. Seht nur das hochgelehrte Konſiſtorium, das mich hierher in die Einſamkeit geſchickt hat; ich wollte es zwar, aber dennoch: über was disputieren ſie in ihren Verſammlungen? zu wiſſen, welches Dogma orthodox iſt und welches nicht. Dummheit überall, überall, und ſie erſtickt den ſchönen Baum, ſtatt ihn zum Gedeihen zu bringen."

Der kleinen Marquiſe ſchien die lautſchallende Rede zu geräuſchvoll; denn ſie war es von ihrem Vater gewöhnt, nur

leiſe, wohltönende Worte zu hören. Saul aber neben ihr hörte gar nicht zu, ſondern betrachtete das Mädchen ſcheu und angſtvoll und ſenkte die Augen, wenn die kleine Marquiſe ihn anſah

„Ich haſſe die Jünger und alle die, welche ihn unterſtützt haben, den alten blutrünſtigen Gott, die predigten, die Leute müßten ſich ſchlagen und morden um ſeines heiligen Namens willen. Und beſonders ihn, den ſchmalen Häretiker und Ketzerverbrenner, auf den alle hier ſo ſtolz ſind. Einen Menſchen verbrennen, wozu? Weil er nicht einverſtanden war mit den unfehlbaren Gemeinplätzen dieſes Kleintyrannen."

Rot platzten die Aederchen unter der dünnen Haut des Paſtors; leiſe ſummte die kleine Marquiſe eine Melodie durch die Lippen, als wolle ſie ihre Indifferenz zeigen. Bei jedem Schritt des Paſtors ſtiegen aus dem dicken Teppich kleine Staubwolken auf, ſtanden einen Augenblick ſtill über dem Boden, um plötzlich verſcheucht zu werden durch den weitausholenden Schritt.

Die Stunden des Herrn Leblanc waren ein wenig ſonderbar. Es war, als wolle er ſeinem ganzen Haß, jahrelang hinuntergeſchluckt, in einem Male Luft geben, als hoffe er, endlich einmal, verſtanden zu werden von werdenden Menſchen, da die Erwachſenen über ihn nur die Achſeln zuckten. Er war berühmt geweſen eine Zeitlang, als er allſonntäglich von der Kanzel der Peterskirche herab predigte. Die Sünden ſeiner Zuhörer wurden von wohldokumentiertem Regiſter abgeleſen, und übervoll war deshalb die Kirche. Jeder wollte gern die Abkanzlung ſeines Nachbars hören und ließ die ihm beſtimmte Strafpredigt gern über ſich ergehen. Doch nach und nach begann Herr Leblanc ſich zu langweilen. Er hatte gehofft, die Menſchen beſſern zu können, und als er ſah, daß ſich niemand änderte, die Menſchen im Gegenteil verſtockter wurden und verleumderiſcher, verlangte er, nach dem Tode ſeiner Frau, eine entlegene Pfarre und zog ſich mit ſeinem Sohne nach Vandoeuvres zurück.

„Saul ſoll mein Nachfolger werden," hatte er zu Herrn Benoît geſagt, „mein Nachfolger im guten Sinne. Er ſoll zu den Menſchen ſprechen, die mich nicht verſtanden. Er ſoll ſie die Liebe lehren und die Brüderlichkeit."

Saul aber wuchs heran und wurde ein Dorflümmel, der lieber mit Kuhburſchen ſich balgte als ſeinem Vater zuzuhören.

Das Land enttäuſchte die kleine Marquiſe. Zu grün waren die Wieſen und zu blau der Himmel. Kotig waren die Straßen zumeiſt, und aufdringlich grell glänzte die Sonne; auch ertrug ſie nicht den Stallgeruch, der über dem Dorf lag und noch in weitem Umkreis zu ſpüren war. Sie ging bisweilen zwiſchen friſchgeackerten Feldern, ein Buch in der Hand, fühlte ſich erwachſen und verſtändig und begriff die jungen Mädchen nicht, die von purpurnen Sonnenuntergängen ſchwärmten. Sie hätte gern Italien gekannt; denn ſie las Madame de Staël und träumte vom Kapitol und der heißen ſtechenden Sonne.

Saul folgte ihr meiſt wie ein treuer Hund. Er ſprach nicht, ſondern blickte dienſtbefliſſen auf die Hände ſeiner Freundin, um zuzuſpringen, ſobald ſie etwas fallen ließ. Wenn ſie ihm dankte, lächelte er mit breiten, gelben Zähnen.

Oft ſaß ſie mit ihm im großen Zimmer, das im Erdgeſchoß des Pfarrhauſes lag. Rotglimmendes, rundes Holz knallte im offenen Kamin und ließ den ſeidenen weißen Strumpf der kleinen Marquiſe hell glänzen. Braune Bilder blickten herablaſſend von grüntapezierten Wänden, und zierlich geſchnitzt lächelten zwei kleine weißbeſpannte Fauteuils. Saul ſaß am Boden in einer Ecke des Zimmers, fuhr mit langem geſpaltenem Nagel einer Ritze des Fußbodens nach und ſprach mit rauher Stimme. Er erzählte endloſe Geſchichten von fernen Abenteuern, ſchwang ſich auf braune ſchweißtriefende Pferde und raſte im Galopp unſichtbaren Feinden nach, denen er nach ſchwierigen Kämpfen eine gefangene Frau abnahm. Und er, der häßliche Saul, wurde von dieſer Frau abgöttiſch geliebt, er verſchmähte ſie jedoch und ritt andern Abenteuern entgegen.

„Wenn du groß ſein wirſt, Saul, wirſt du Romane ſchreiben und ſehr berühmt werden," ſagte die kleine Marquiſe. Die braunen Augen Sauls glänzten im Dunkel. „Sing etwas!" bat er.

Dann ſang die kleine Marquiſe vom König, der mit Trommelſchlag die ſchönſten Damen ſeines Reiches hat verſammeln laſſen, um an ihrer Schönheit ſich zu ergötzen. Und eine gefällt ihm, die Frau ſeines Freundes, des Marquis. „Wenn du ſie mir geben wollteſt," ſagt der König zu ſeinem Freunde, „würde ich für ſie ſorgen." Und der Marquis, ſchweigend, nickt. Er wird Marſchall von Frankreich und zieht in den Krieg. Aber die eiferſüchtige Königin läßt die Marquiſe töten, durch ein vergiftetes Lilienbukett.

Sauls Stimme war krächzend und ähnelte ſtark dem Gebell der Hunde, wenn ſie nachts den Mond beſchwören; doch weich und tief, wie der Ton einer alten Viola, klang der Geſang der kleinen Marquiſe durchs Zimmer. Saul rutſchte langſam aus ſeiner Ecke, und wenn ſie endete, liefen Tränen über ſeine ſchmutzigen Wangen, weiße Rinnen in die graue Haut grabend.

„Saul, du biſt ein Dummkopf, wenn du weinſt," ſagte die kleine Marquiſe und ſtrich mit leichter Hand über die harten Haare des Knieenden. „Lieder muß man doch nicht ernſt nehmen; du wirſt nie glücklich ſein, wenn du bei jeder Gelegenheit die Tränen trocknen mußt. Geh dich jetzt waſchen; denn ich liebe unſaubere Leute nicht!"

Und Saul, der niemandem folgte, ſondern ſtets frech antwortete, ſelbſt ſeinem Vater, ſchlich beſchämt zur Tür und rieb draußen in dunkler Küche die aufgeſprungenen Hände, bis ſie rot wurden.

An einem Sonntag holte Herr Benoît ſeine Tochter in lackiertem Wagen ab, um ſie zu einem Feſt zu führen. Er trug gelbe Hoſen und eine weite blaue Redingote, die von der Taille glockenförmig bis zu den Knieen fiel. Er hob ſeine Tochter behutſam in den Wagen, vorſichtig bemüht, ihr weites weißes Spitzenkleid nicht zu zerdrücken. Traurig ſtand Saul unter der Tür und blickte dem Wagen nach, der dröhnend über ihn zu lachen ſchien.

Frau du Chanteuil gab ein Gartenfeſt und hatte die Zierden der Stadt eingeladen, ſich bei ihr zu unterhalten. Sie war eine kleine rote Dame, in blauem Kleid. Fröhlich glänzten ihre falſchen Zähne zwiſchen dünnen Lippen, und ihre gerundete Stirn ſprang unter glänzenden grauen Haaren vor. Die weiße Spitzenhaube hüpfte auf dem beweglichen Kopf. Schnalzend küßte ſie die kleine Marquiſe auf die Stirn. „Meine Herren und Damen," rief ſie mit hoher kreiſchender Stimme, „die Zierde unſerer Stadt, die kleine Zelebrität, das Wunderkind!"

Als erſter trippelte Monſieur de Pequigny heran, küßte der kleinen Marquiſe die Hand, wie einer großen Dame, und führte ſie, tänzelnd auf hohen Abſätzen, an den Fingerſpitzen zu einer Geſellſchaft von Damen und Herren, die etwas abſeits ſprachen. In ihrer Mitte ſaß eine braune Frau, mit hoher ſchwarzer Friſur; das gelbe Seidenkleid breitete ſich rings um ſie aus.

„Sie iſt ſchön wie die Brunnenfrau," dachte die kleine Marquiſe, „was wird ſie zu mir ſagen?"

„Madame," liſpelte Monſieur de Pequigny, „eine Konkurrentin, die Sie vielleicht überflügeln wird. Obwohl Ihre Werke unſterblich ſind, hüten Sie ſich, Madame, der Jugend gehört die Zukunft."

„Du gefällſt mir, mein Kind," ſagte die Dame mit tiefer Stimme, die wie ein Orgelton ſang.

Ein wenig zitterte die kleine Marquiſe; dann murmelte ſie leiſe, kaum hörbar: „Sie ſind nicht ſchön; denn Göttinnen ſind weder ſchön noch häßlich. Sie ſind göttlich."

„Exquiſit, wunderbar, herrlich!" rief der ſchlanke Mann, der neben der Dame ſtand, und führte ein goldgefaßtes Lorgnon zu den Augen; braune Bartkoteletten zogen zwei breite Striche über ſeine Wangen. „Meine Liebe, von mir hörten ſie nie derartige Komplimente."

„Nein, mein Kind, ich bin keine Göttin," ſagte die Dame, „ich bin ein einfacher Menſch wie du, und daß die Leute mich bewundern, iſt nicht meine Schuld." Dann nahm ſie die kleine Marquiſe bei der Hand, zog ſie an ihre Seite und hieß ſie ſich ſetzen auf den weißen bequemen Gartenſtuhl. Der Ring der farbigen Kleider ſchloß ſich um die beiden.

„Wer iſt die Dame?" fragte die kleine Marquiſe flüſternd Monſieur de Pequigny.

„Madame de Staël." Monſieur de

Pequigny versuchte, seine kurze Gestalt zu verlängern, richtete sich hoch auf und blähte die schmale Brust unter dem weißen Jabot.

„Nun, Kind," sagte die Dame, „gefällt es dir hier?"

Die kleine Marquise blickte ohne Scheu in graue Augen. „Ich liebe die Farben in wohlgepflegten Gärten, den Flieder, der weiß und lila auf jenen Stauden blüht. Auch scheinen die Menschen hier fröhlich zu sein, fröhlicher als drinnen in der Stadt oder draußen im kleinen Dorf, wo ich wohne."

„Du solltest mit mir nach Italien kommen; wir führen in gelbem Wagen über weißbeschneite Berge, um an den Ufern tiefblauer Seen hernach zu verweilen. Orangenbäume blühen duftend, und die rosa Blüten der Mandelbäume zeichnen sich hell ab auf dem dunkeln Grün der Kastanienwälder. Und weiter führen wir dann, bis das stahlblaue Meer die grelle Sonne spiegelte und braune Männer in singender Sprache rote Früchte uns bieten würden in rauhen Händen."

„O, ich kenne das Land."

„Wieso?"

„Aus Ihrem schönen Buch, Madame."

„Ein sehr belesenes Kind, dein Vater kann stolz auf dich sein."

„Bitte mich nicht zu vergessen," schnatterte Monsieur de Pequigny, „ich bin eine gute Fee, zwar männlichen Geschlechtes. Von mir erhielt das Kind sein erstes Geschenk. Einen Montaigne, jawohl, eine Erstausgabe, bitte sehr."

„Wir wissen alle," die Dame lächelte kaum mit vorspringenden roten Lippen, „daß Sie, Herr Epigrammatiker, ein großer Gelehrter sind, und wir hoffen, daß Sie auch fernerhin dem Kind ein guter Berater sein werden."

„Sehr schmeichelhaft, Madame, sehr schmeichelhaft," dienerte Monsieur de Pequigny, preßte mit beiden Händen den grauen Zylinderhut an die Brust und schnellte elegant das rechte Bein zurück. Die schwarzseidenen Culottes spannten über den spitzen Knieen, und die weißen Strümpfe schienen mit ihren Falten die Runzeln der Stirn bekräftigen zu wollen.

„Vielleicht will Mademoiselle uns ein Gedicht vortragen," meinte der schlanke Mann, beugte sich zur braunen Dame und flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr.

„Ja, Kind, sag uns eins von deinen Gedichten."

„Ich habe erst eins gemacht, Madame, vor einem Jahr, zum Geburtstag meines Vaters; aber es ist so schlecht... Doch wenn Sie wollen."

Die kleine Marquise stand auf, stützte sich auf die Lehne ihres Stuhls, sprach, ein wenig stockend zu Beginn; denn sie ärgerte sich über das Wort Kind, das immer in den Anreden der Dame wiederkehrte. Dann sprach sie geläufiger, dabei fest in große graue Augen blickend, die endlich sich senken mußten. Es war ihr, als versinke sie tief in einen grundlosen See, höre sehr ferne Melodie wie Wellensummen spielen. Die Umstehenden blickten auf das kleine Mädchen, das ein großer weißer Fleck war auf dem grünen Hintergrund der Bäume. Weiße Taschentücher wehten vor erhitzten Gesichtern, bisweilen knirschte ein Schuh auf dem Kies. Und Bienen, schnell vorübersummend, zogen schwarze Striche durch die Luft, begleiteten mit feinem Geräusch die einfachen Worte der Verse.

Als die kleine Marquise geendet hatte, klatschten behandschuhte Hände den Beifall.

„Sehr schön, mein Kind, sehr schön!" sagte die braune Dame.

Der schlanke Mann neben ihr brach einen weißen Fliederzweig und steckte ihn in die blonden Haare des Mädchens. „Ich bekränze die Muse," sagte er lächelnd.

Die kleine Marquise errötete nicht; frei blickte sie die Umstehenden an, sah freundlich nickende Gesichter und fühlte, sie gehöre zu diesen ruhigen Menschen, die schöne Worte sprachen mit leiser Stimme, ohne nutzloses Händefuchteln.

„Ich bin sehr glücklich hier," sagte sie leise zur braunen Dame. „Uebrigens kenne ich Sie schon lange, Madame. Vielmehr, Sie gleichen einer Freundin von mir. Sie war aus Stein und stand auf unserm Schulhof. Sie war so schön wie Sie und kam bisweilen zu mir des Nachts, sang Lieder von weinrotem Meer, und nachher duftete das Zimmer nach gelben Narzissen."

„Was für eine Phantasie, was für

eine Phantaſie!“ gluckſte Monſieur de Pequigny; „ſo jung und ſchon ſo ſchöne Träume; durchaus erſtaunlich, muß ich ſagen.“

„Schweigen Sie doch ein wenig, Sie ewiger Schwätzer!“

Erſtaunt bemerkte die kleine Marquiſe, daß die Dame ſehr böſe blicken konnte und glashart ihre Augen auf den Sprecher ſtarrten.

„Man ſoll nicht immer lächeln und ſpötteln und grimmaſſieren. Nur auf den Eindruck bedacht ſein, den man macht. Einfach bleiben, wie du es jetzt biſt.“

Ein kalter Wind klapperte in den Bäumen mit verdorrtem Holz. Im See ſpiegelten ſich die Lichter kleiner Dörfer. Rund und rot rollte Frau du Chanteuil heran, am Arme des Herrn Benoît.

„Bitte in den großen Saal ſich begeben zu wollen; es wird kalt, und ich fürchte den Schnupfen für all die ſchöngeformten Naſen.“

Madame de Staël nahm Herrn Benoîts Arm und ſtützte ſich leicht auf die Schulter der kleinen Marquiſe.

„Sie ſind glücklich, Herr Benoît?“

„Ja, Madame.“ Ruhig war die Stimme.

„Ich habe viel von Ihnen gehört, von Ihren Kämpfen, wenn man es ſo nennen darf. Auch Ihre Tochter liebe ich ſehr.“

Die kleine Marquiſe glaubte zu träumen; weich lag die feſte braune Hand auf ihrer Schulter, und weiß ſchimmerten die runden glänzenden Nägel im Lichte eines nahen Fenſters. „Ich werde auch ſo werden, groß und gütig wie die Dame neben mir; und viele Männer, alte und junge, werden meinen Reden lauſchen, meine Schönheit bewundern und meine Klugheit. Ich liebe die große Dame. Sie ſchreitet ſo weich auf dem harten Kies, traurig und müd aber klingen ihre Schritte. Wer iſt der junge Mann, der hinter ihrem Stuhl ſtand? Vielleicht liebt ſie ihn, und er muß ſie verlaſſen. Wird ihr Abſchied ſo ſchön ſein wie der Abſchied des Titus von ſeiner Freundin Berenice in der wohlklingenden Tragödie?“

Leiſe ſprach Madame de Staël: „Ich möchte bisweilen die Worte des Dichters wiederholen:

Oh Herr, Ihr habt mich ſo gemacht, gewaltig und allein,
Laßt mich doch endlich in den Schlaf der Erde ein.

Der Ruhm iſt ſchwer zu tragen, mein lieber Herr Benoît, weil alle meinen, man ſei ein außergewöhnliches Wunder. Ich aber bin nur eine arme Frau und brauche Liebe.“ Madame de Staël ſeufzte, und ſchwerer drückte ihre Hand auf die Schulter des Mädchens.

Sie gingen am See entlang, dem erleuchteten Landhauſe zu. Hie und da ſprang ein Fiſch aus dem Waſſer, ſchimmerte einen Augenblick und verſchwand; ſchwarze Kreiſe wurden größer, und leiſe Wellen betaſteten das Ufer.

„Ich verſtehe Sie, Madame.“ Herr Benoît räuſperte ſich. „Aber wir müſſen uns tröſten; der Menſch iſt ein ſo ſonderbares Geſchöpf, ewig ſich erneuernd, daß er alles erträgt, wenn er nur die genügende Geduld aufzutreiben vermag. Hoffen wir auf den Wechſel der Dinge, er bringt bisweilen ſonderbare Geſchehniſſe, tröſtende und komiſche. Lächeln iſt in beiden Fällen erlaubt.“

„Sie ſind faſt ein Weiſer.“

„O nein, nur ein beſcheidener Schüler eines großen Meiſters.“

Sie ſtiegen die breiten Treppen hinauf und kamen in den Speiſeſaal. Der ſchwarze eiſerne Lüſter trug weiße Kerzen. Als großer gezackter Kranz umgaben die vergoldeten Stühle den langen bunten Tiſch. Aus hohen Vaſen ragten langgeſtielte Nelken, die rote Schatten auf das glänzende Tiſchtuch warfen.

„Mir gegenüber muß es ſitzen, das Wunderkind. Nicht wahr, Madame, es iſt entzückend?“ rief Madame du Chanteuil.

Madame de Staël nickte nur, traurig und abweſend.

Oben an der Tafel ſaß Madame du Chanteuil und lächelte Herrn Benoît zu, der rechts von ihr ſeinen Platz hatte. Löffel klapperten in blumenbeſätem Porzellan. Herr Sismondi, mit dickem Prälatengeſicht, hatte Mühe, den ſchlanken Löffel in den dicken beflaumten Händen zu halten. Er fürchtete, ihn feſt zu faſſen; der dünne Stiel hätte ſich biegen können unter dem ſtarken Griff. Aus hochroter Naſe ſchnaufte er Dampfwolken in den

langen braunen Schnurrbart. Bisweilen faßte er ihn mit der Unterlippe und sog die Suppenreste schlürfend in den breiten Mund. Madame de Staël saß neben ihm, starrte in ihr hohes Glas und fuhr gedankenlos dem goldgelben Schatten nach, den der Wein auf das Tischtuch zeichnete. Lang und hager saß rechts neben ihr Herr de Beaumont, mehr einem Pfarrer ähnelnd als einem Diplomaten. Kaum öffneten sich seine Lippen, wenn er eine kecke Bemerkung seiner Nachbarin zuflüsterte. Sein Sohn schwatzte mit feister Stimme unaufhörlich zu einer jungen Dame, die seinen Anekdoten mit Interesse zuhörte. In augenblicklicher Stille fielen die lauten Worte wie dumpfe Gummibälle auf den Tisch, prallten gegen die Wände und hüpften eine Zeitlang auf dem Fußboden.

„Der Marquis traf seine Frau im Bette an, und zwar nicht allein. ‚Madame', sprach er, sich tief verneigend, ‚wollen Sie die Güte haben, mich dem Herrn vorzustellen.'"

Dröhnend rollte das Lachen aus dem breiten Brustkasten des Herrn Sismondi, während Herr de Beaumont kaum die Lippen verzog und seinen Sohn mit verstecktem Stolz betrachtete.

„Haben Sie gehört, Madame?" posaunte Herr Sismondi. „Ah, wirklich sehr gut! Ich habe selten..." Er mußte husten und preßte die Spitzenserviette vor sein hochrotes Gesicht.

„Madame, haben Sie schon den Pastor Cousin besucht?" fragte ein schüchterner junger Mann, Herr de la Rive, Sohn, und starrte errötend auf Madame de Staëls abwesendes Gesicht.

„Nein!" Nach sehr langer Zeit erst kam die Antwort. „Ist er so interessant?" Ein gelbes Rosenblatt fiel langsam aus ihrem Haar und blieb an der Haut haften, die braun hervorschimmerte aus weitausgeschnittenem Spitzenfichu.

Das Mädchengesicht des Herrn de la Rive wurde röter; er öffnete die feuchten Lippen und sprach ein wenig stotternd.

„Wirklich ein heiliger Mann. Er lebt fern von der Stadt in großem Garten, begießt seine Blumen und lobt Gott. Weiße Haare fallen lang und lockig auf seinen groben blauen Leinenkittel. Er lächelt immer; manchmal aber, wenn er ekstatisch zum Himmel blickt, läuft ein silbriger Speichelfaden, zart wie Seide, aus seinem zahnlosen Mund. Die Vögel fliegen auf seine Schultern, setzen sich auf seinen Kopf; er läßt sie ruhig gewähren, rührt sich nicht und lächelt. Manchmal singt er mit hoher reiner Stimme einen alten Psalm, und die Leute bleiben am Gartenhag stehen und lauschen dem Gesang. Man pilgert schon zu ihm hinaus; denn man sagt, er heile die Kranken und mache die Blinden sehend."

„Aberglauben, nichts als Aberglauben!" knatterte Monsieur de Pequigny in die plötzliche Stille.

Madame de Staël fuhr auf, blickte die Tafel entlang, als suche sie jemanden. Der schlanke Mann mit den Bartkoteletten flüsterte lächelnd ins Ohr der kleinen Marquise. Sie sah auf. Zwei graue Augen suchten die ihren; traurig waren sie und schienen zu bitten. Und das Lächeln verschwand aus den Augen der kleinen Marquise; denn sie fühlte, die große braune Dame leide sehr stark. Sie schwieg und blickte streng in das Gesicht des schlanken Mannes.

Monsieur de Pequigny schnatterte weiter: „Wo man hinblickt, Aberglauben, nichts als Aberglauben! Die Leute werden dümmer und dümmer und lassen sich von der Verrücktheit eines alten Mannes irreführen. O, warum sind die Zeiten Voltaires vorbei, wer wird sie uns wiederschenken? Nun beginnen auch gescheite junge Köpfe an derartigen Verirrungen Freude zu haben." Das Gesicht Monsieur de Pequignys runzelte sich, wurde wieder glatt, um von neuem Wellen zu werfen. Die lange Nase schwankte bedenklich über dünnen Lippen.

„Aber, Herr Dichter, wer wird so heftig werden!" beruhigte fett und gemütlich Herr Sismondi. „Sie finden jeden Geschmack in der Natur, warum soll nicht auch der Geschmack am Glauben seine Berechtigung haben? Den Lahmen gibt man Krücken, und den Kurzsichtigen setzt man Brillen auf die Nase; warum soll der Geist nicht auch derartige Hilfsmittel gebrauchen dürfen?"

Die kleine Marquise fühlte eine leichte Berührung an ihrem Knie. Ein Schuh legte sich mit sanftem Druck auf den ihren. Und wieder sah sie die großen traurigen

Augen bittend blicken, während der junge Mann ihr zuflüsterte: „Sie sind schön, und Ihre Lippen sind sicher weich und duftend wie Erdbeeren!"

„Mein Herr," unterbrach ihn die kleine Marquise, „Sie zeigen sich lächerlich, wenn Sie glauben, daß Ihre Komplimente mir Eindruck machen!" Sie zog ihren Fuß zurück, rückte ein wenig fort und hörte ihren Vater eben sagen:

„Wir werden alt, Madame; aber die Zeit ist dem gütig, der sich nicht empört gegen sie. Was nützen alle Kämpfe, wenn wir an den Tod denken? Ein wenig Zeitvertreib sind sie, bringen Abwechslung in die Eintönigkeit der grauen wandernden Tage. Mein Leben ist nun bald zu Ende, die Jahre ziehen an mir vorüber wie eine bunte Prozession festlich gekleideter Bauern. Keines sieht auf den ersten Blick dem andern ähnlich, und doch sind sie gleich im Grunde durch den Geist, der sie durchzieht. Ich habe die Ruhe geliebt über alles, die Ruhe der gleichmütigen Seele. Und wenn es schließlich einen Gott geben sollte, was nicht unmöglich ist und durchaus faßbar, so wird er nicht grausam zu mir sein. Ich habe ihn bisweilen gegrüßt von fern, und wenn ich ihn nicht ansprach, so geschah es aus übertriebener Höflichkeit. So viele verfolgen ihn mit Bitten und Klagen; vielleicht ist er mir dankbar, daß ich versuchte, zu leben, ohne ihn zu belästigen."

Herr de Beaumont hatte wieder ein Bonmot zum besten gegeben. In das allgemeine Lachen stach der spitze atemlose Schrei Monsieur de Pequignys. Er hüpfte vergnügt auf seinem Stuhle, piepste durchdringend und trommelte mit knöchernen Fingern auf dem Tischtuch.

Ueber dem Saal lag ein schwerer Geruch von Speisen und Blumen. Ein Glas zerschellte mit hohem Klang am Rande einer Porzellanplatte. Rot lief der Wein über das glatte Tuch, überschwemmte eine herabgefallene weiße Nelke und färbte sie rosa. Herr Sismondi entschuldigte bedrückt seine Ungeschicklichkeit.

„Es ist so heiß hier!" seufzte Madame de Staël. Herr Sismondi sprang auf und ging knarrend zum Fenster. Der Wind legte die gelben Kerzenflammen auf die Seite.

Leise redete wieder der schlanke Mann zur kleinen Marquise: „Ich habe alles versucht, um meinen Ekel vor der Welt zu vertreiben. Mit Menschen versuchte ich zu reden und ihre kleinlichen Gefühle zu teilen. Aber meine Ueberlegenheit war ihnen peinlich. Dann versuchte ich, Frauen zu lieben und mich zu demütigen vor ihnen; aber die Frauen lagen vor mir auf den Knieen, und bald konnte ich nicht mehr an die so oft besungenen Freuden der Liebe glauben. Dann wollte ich zum Volke sprechen, es zur Freiheit führen und zur Entfaltung seiner Kräfte. Aber ein anderer, gröberer, riß mir die Gewalt aus der Hand. Die Massen jubelten ihm zu; denn er wußte die Peitsche zu führen. Da begann ich zu reisen und besah mir fremde Länder. Ueberall Langeweile; denn ich suchte mich selbst zu vergessen und fand immer nur mich selbst. Unbekannte Völkerscharen sah ich, die mich anbeteten, wie einen Gott. Aber schon meine Landsleute hatten mir zugejubelt und meinen Befehlen gehorcht. Wie unerträglich war es, nun von Wilden angebetet zu werden. Dann suchte ich Gott und verteidigte ihn, weil ich ihn nicht fand. Ich schrieb Bücher, flocht Perioden zu seltsamen Kränzen und schmückte sie mit bunten, papiernen Blumen. Und die Menschen fanden meine Arbeit schön und liebten mich von ferne. Aber ich bin immer allein in kalter Nacht, über mir der schwarze Himmel, zu dem ich mich fürchte aufzublicken, und unter mir das Gesumme der Menschen, das mich so wenig interessiert. Sie müssen mich entschuldigen für meine frühere Annäherung: aber ich suche verzweifelt das Pochen eines freundlichen Herzens. Hören Sie weiter und kehren Sie sich nicht ab. Einmal habe ich das Nutzlose meines Lebens ganz gefühlt. Es war in Paris, und ich war trauriger als sonst; denn eine johlende Menge hatte mich ausgepfiffen. Da erinnerte ich mich eines Dichters, der fern in einer Vorstadt wohnte, den alle Menschen liebten, und dessen Lieder jeder kannte und sang. Ich stieg eine hohe Treppe hinan, an schmutzigen Türen vorbei, und unangenehm roch das Haus, nach trocknenden Windeln und kochendem, schlechtem Fett. Ich klopfte an eine grünbemalte Tür. Ein großer Mann öffnete mir. Sein Gesicht war weich und fröhlich. Die starke Nase war gerade und gerundet das glatte Kinn.

‚Monsieur,‘ sagte er, ‚ich kenne Sie nicht, aber Sie sind mir willkommen. Was wünschen Sie?‘

‚Nichts,‘ antwortete ich; ‚aber man sagte mir, Sie seien wahrhaft glücklich. Das wunderte mich, und ich bin gekommen, mich davon zu überzeugen.‘

Er führte mich in eine kleine dunkle Stube. Eine Violine hing an der Wand. Am Fenster saß eine kleine Näherin in roter Bluse und sang ein Lied, ein Lied des Dichters. ‚Das ist Ninon,‘ sagte er, sie ist eine Zeitlang mein Glück. Bis ich überdrüssig bin oder sie von dem Glück genug hat. Dann wechsle ich, und eine andere Ninon nimmt ihren Platz ein. Denn Wechsel allein ist Glück. Man muß auch trachten, die Liebe des Volkes zu gewinnen; mich macht es glücklich, auf der Straße gegrüßt zu werden von jedermann.‘

Als ich fortging, war ich nicht klüger als vorher. Ich kann keine Lieder fürs Volk schreiben. Auch habe ich versucht, mit kleinen Ninons zusammenzuleben; aber dazu gehört eine Dachstube in ärmlichem Haus. Und das ist mir zuwider. Das Volk stößt mich ab; es riecht schlecht und brüllt immer viel zu laut. Ich bin wahrhaft unnütz auf dieser Welt.“

Die kleine Marquise hörte zu, fast unwillkürlich. Die weichen Sätze verspannen sich zu einem seltsamen Stoff, der wie ein Schleier sich legte über müde Gedanken.

„Sie müssen sehr unglücklich sein,“ meinte sie aufrichtig. Der schlanke Mann seufzte und strich über seine lockigen Haare. „Vielleicht, daß ich Ihnen später helfen kann, jetzt bin ich noch viel zu jung.“ Die kleine Marquise lächelte bei diesen Worten.

Geräuschvoll wurden die Stühle zurückgeschoben, und paarweise gingen die Gäste in den hellerleuchteten Park. Die kleine Marquise hatte ihre weiße Hand auf den schwarzen Aermel ihres Begleiters gelegt, und stolz schritt sie an Madame de Staël vorüber. Sie wollte zeigen, daß sie kein Kind mehr war.

Und draußen im Garten, der hellbeleuchtet von gelben Lampions seltsam matt und verstaubt glänzte, sprach der schlanke Mann weiter.

„Sie wissen nicht, mein Fräulein, wieviel Mut eigentlich zum Leben gehört. Die Leute gehen herum, beschäftigen sich mühselig mit unnützen Dingen, sprechen Worte, die keinen Widerhall finden, sondern lautlos fallen, wie Eisenkugeln auf Sandsäcke. Sie versuchen zu vergessen, daß sie leben, und dies ist gut für sie; wenigstens bleibt Denken ihnen erspart. Ich habe oft daran gedacht, mich zu erschießen, um endlich einmal mich selbst nicht mehr zu fühlen; doch plötzlich weht ein heller Rock vorüber an unsern Augen, und wir lächeln wieder. So ist es mir mit Ihnen ergangen, mein Fräulein. Ich kam traurig hierher, stündlich, stets verfolgt von den Liebesbeteuerungen und Eifersuchtsszenen jener braunen Dame. Und dann sah ich Sie und fühlte Ihre Jugend und bewunderte Ihre Klugheit und …“

Die kleine Marquise fühlte die heiße Hand auf ihrem Arm. „Und das nennt man Liebe!“ dachte sie und mußte lächeln. „Man gebrauchte schönere Worte in den Büchern, die ich las. Wie langweilig ist dieser große Mensch und wie banal.“

„Ich möchte Sie berauschen mit meinen Worten und Ihnen die Größe meiner Liebe zeigen. Verlangen Sie von mir, was Sie wollen. Ich will alles für Sie tun.“

„Wollen Sie in den See springen, bitte!“ Ganz ruhig und sachlich hatte die kleine Marquise gesprochen, ohne Zittern in der Stimme. Sie mußte plötzlich an die kalte Brunnenfrau denken, die sich lieben ließ ohne zu sprechen. Es schien ihr, als habe sie nichts mehr zu lernen, als sei die Liebe, auch ungeteilt, nur ein langer Wortschwall, mit ganz bestimmter Betonung hergeleiert. Auch verachtete sie ein wenig die große Dichterin, die so hoch über den Menschen zu thronen schien und doch dienen mußte der Liebe.

Der schlanke Mann richtete sich auf, blickte erstaunt auf das junge Mädchen, lachte dann leise. „Sie sind die erste, die mir nicht geglaubt hat, wirklich. Und ich dachte ein vollendeter Schauspieler zu sein.“

Auch die kleine Marquise mußte lachen. „Er ist doch nicht so dumm,“ dachte sie. Dann verbeugte sie sich schweigend und lief, ihren Vater zu suchen.

Als der Wagen ratternd in der Nacht untertauchte, blickte ihm Madame de Staël glücklich lächelnd nach.

(Fortsetzung folgt.)